

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 82 (2011)
Heft: 3: Das Schweigen brechen : mehr Schutz vor sexueller Gewalt in Heimen und Institutionen

Artikel: Verhaltensveränderungen richtig zu deuten, ist hochanspruchsvoll : Opfer sexueller Gewalt senden immer Signale aus - auch Schwerstbehinderte
Autor: Leuenberger, Beat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verhaltensveränderungen richtig zu deuten, ist hochanspruchsvoll

Opfer sexueller Gewalt senden immer Signale aus – auch Schwerstbehinderte

Wegsehen, verharmlosen, bagatellisieren: Eine gängige Praxis, um unangenehme Beobachtungen zu verdrängen. Das in der Sozialpsychologie bekannte Phänomen müssten sich Mitarbeitende in Heimen ins Bewusstsein rufen, verlangt Sonja Hug, Fachfrau für Prävention von sexueller Gewalt.

Von Beat Leuenberger

«Die Folgen von sexueller Gewalt sind für die Opfer schwerwiegend», sagt Sonja Hug, Dozentin am Institut Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten. Sie können Posttraumatische Belastungsstörungen entwickeln mit vielen verschiedenen Symptomen: zwanghaftes Wiedererleben der schrecklichen Ereignisse, erhöhte Nervosität und Reizbarkeit, Konzentrations- und Schlafstörungen, Ängste und Depressionen, Verlust der Lebensfreude. «All dies gilt selbstverständlich auch für Menschen mit einer Behinderung», sagt die Fachfrau für Prävention von sexueller Gewalt. Bei ihnen besonders zu beachten seien Symptome wie Schwindel oder der Verlust zuvor erworbener Fertigkeiten. Zudem verlieren die Opfer in Heimen auch jedes Vertrauen, und sie sind verwirrt darüber, auf wen sie sich verlassen können. Denn die Täter in den Institutionen bieten ihnen ja auch Unterstützung an und sind Bezugspersonen. Auf der anderen Seite aber vergehen sie sich an ihnen schwer und beuten sie aus.

Wie jemand solch furchtbare Erlebnisse bewältigen könne und wieder Vertrauen fasse, wie schnell die Symptome abklingen, hänge von der Unterstützung ab, die betroffenen Personen zuteil werde, erklärt Hug. Ganz wichtig dabei sei, «dass die betreuenden

Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen sie ernst nehmen und mit ihnen darüber sprechen, was ihnen widerfahren ist».

Sonja Hug spricht sich dagegen aus, als einzige Massnahme Therapien vorschnell ausserhalb von Heimen und Institutionen zu organisieren, «nur um das Problem abzuschieben und sich nicht mehr damit beschäftigen zu müssen, wie am besten mit Betroffenen umzugehen sei. Natürlich: Wenn jemand eine psychotherapeutische Betreuung benötigt, ist sie zu gewährleisten».

Auch Angehörige brauchen Unterstützung, sagt Hug. Denn Eltern und Angehörige machten sich Sorgen und Vorwürfe, dass sie ihr Kind mit gutem Wissen und Gewissen an einen Ort platziert hatten, wo derart gravierende Grenzverletzungen passieren konnten.

Zweiter Schritt: Vertrauen wiederherstellen

Nach einem entdeckten Missbrauchsfall verlangt Sonja Hug von den Heimen eine Auseinandersetzung mit dem Thema,

eine Aufarbeitung der Geschehnisse, an der alle Beteiligten einer Organisation mitwirken müssten, «um in einem zweiten Schritt wieder ein Klima des Vertrauens in der Arbeit, aber auch gegenüber den Angehörigen herzustellen».

Sonja Hug spricht auch das in der Sozialpsychologie bekannte Phänomen des Wegschauens an, das sich Mitarbeitende in Heimen ins Bewusstsein rufen müssten: Um sich mög-

lichst lange nicht mit unangenehmen Verdachtsmomenten und Beobachtungen beschäftigen zu müssen, versuchten viele Kolleginnen und Kollegen, das Gesehene zu bagatellisieren, zu verharmlosen und sich so zu beruhigen (siehe Kasten S. 34). «Ist ein Fall von sexuellem Missbrauch einmal aufgedeckt, müssen sich die Betreuenden schwierigen Fragen stellen: Weshalb wollte ich nichts sehen? Oder war der Täter so geschickt, dass

Opfer von sexueller Gewalt verlieren jedes Vertrauen und sind verwirrt darüber, auf wen sie sich verlassen können.



In derselben Gärtnerei wie Lena arbeitet auch Herr Gerber. Er ist ihr Lehrmeister und sie kann viel von ihm lernen.



Herr Gerber macht die schönsten Blumensträuße weit und breit. Einmal hat er Lena sogar einen ganz grossen, bunten geschenkt!



Herr Gerber hat eine private Orchideensammlung ganz hinten in der Gärtnerei. Dort darf niemand ohne seine Erlaubnis rein. Manchmal nimmt er Lena mit und zeigt ihr die geheimnisvollen Pflanzen.



Schon mehrmals hat er sie dort in den Arm genommen und ihr gesagt, wie hübsch er sie findet. Lena kriegt davon ein ganz mulmiges Gefühl.

es gar nicht möglich war, ihm frühzeitig auf die Schliche zu kommen? Auch das gibt es nämlich», erklärt Sonja Hug.

Bei der Bildung und Ausbildung gibt es noch viel zu tun

Zur Vorbeugung von sexueller Gewalt zählt die Fachfrau Präventionskonzepte, die nicht in der Schublade verschwinden, kaum sind sie erarbeitet, sondern die in die tägliche Arbeit einfließen. Dafür müssten die Verantwortlichen sorgen: für die kontinuierliche, wiederkehrende Beschäftigung mit Themen wie Nähe und Distanz, Regeln der Intimpflege, Wahrung und Achtung von Grenzen. Daneben heisse Prävention aber auch Bildung und Ausbildung des Personals, speziell in Sexualpädagogik, zur Sexualität der Bewohnerinnen und Bewohner und zu sexueller Ausbeutung. Denn nur so könnten die Fachkräfte die Bewohnenden begleiten und sie ermächtigen zu formulieren, wenn bei ihnen Grenzen überschritten wurden. «Da gibt es noch viel zu tun», stellt Sonja Hug fest.

Entschieden ist sie der Ansicht, «dass Opfer von sexueller Gewalt immer Signale aussenden, auch schwerstbehinderte». Die Schwierigkeit sei, sie zu erkennen und richtig einzuordnen, denn ein bestimmtes Symptom bedeute nicht notgedrungen, dass Missbrauch stattgefunden habe. Doch Verhaltensänderungen jeder Art müssten eine professionelle Betreuung dazu bringen, sich zu überlegen,

«Häufig sehe ich in der Praxis, dass Symptome einem medizinischen Problem oder der Behinderung zugeschrieben werden.»

woher sie kommen könnten. «Häufig sehe ich in der Praxis», so Hug, «dass Symptome einem medizinischen Problem oder der Behinderung zugeschrieben werden. Damit ist die Diskussion und die Forschung, was dahinterstecken könnte, zu Ende.» Verhaltensveränderungen, aber auch unerklärliche körperliche Symptome richtig zu interpretieren, sei hoch anspruchsvoll, gerade bei Schwerstbehinderten. Deshalb müssten die Fachkräfte für eine möglichst gute Kommunikation mit ihnen besorgt sein (siehe Kasten S. 35).

Sexualität als Gesprächsthema in Heimen und Institutionen nimmt Sonja Hug nicht mehr als Tabu wahr, wie viele Medien in der Berichterstattung über den Fall H.S. behaupteten. Viel dringender seien die Fragen, wie in Institutionen, in denen notwendigerweise ein Machtgefälle bestehe, Sexualpädagogik kontinuierlich angeboten, auf das Bedürfnis der Bewohnerinnen und Bewohner eingegangen werde, und wie sie ihre Sexualität leben können. «Auf diesem Gebiet sehe ich Entwicklungsbedarf in der Schweiz», sagt Hug, «denn einerseits äussert sich Sexualität bei Menschen mit Behinderung

nicht viel anders als bei Menschen ohne Behinderung. Andererseits bestehen aber Schwierigkeiten, für die es oft noch keine optimalen Lösungen gibt.» Zum Beispiel gebe es für Menschen, die auf Assistenz angewiesen sind, nicht in allen Heimen die Möglichkeit einer entsprechenden Unterstützung. Und um >>

Die Psychologie des Wegschauens

Was erschwert das Aufdecken sexueller Ausbeutung durch einen Arbeitskollegen? Täterstrategien, institutionelle und persönliche Abhängigkeitsverhältnisse verunmöglichen es Opfern oft, erfahrene Gewalt zu benennen. Daneben erschweren aber auch Strukturen und psychologische Phänomene der Teamarbeit die Aufdeckung von Übergriffen. Was macht es so schwierig, vermutete Übergriffe durch Arbeitskollegen zu erkennen und zu benennen?

Menschen neigen dazu, sich möglichst lange vor unangenehmen Wahrnehmungen und deren Folgen zu schützen. Hin- und wieder auf sexuelle Grenzverletzungen durch Kollegen oder Kolleginnen gehören dazu. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Um die kognitiven Dissonanzen möglichst zu vermeiden, die durch solche Beobachtungen auftreten, suchen die Beobachtenden immer neue Erklärungen. Und sie finden sie auch – weshalb sie der eigenen Wahrnehmung nicht mehr trauen. Hilfreich ist, diesen Mechanismus zu kennen und entsprechend kritisch mit sich selber umzugehen. In Teams,

die Menschen mit Behinderungen betreuen, treten gruppendynamische Phänomene auf. So können etwa einzelne Teams einen sehr hohen Zusammenhalt (Gruppenkohäsion) ausbilden. Dabei ist es für die Teammitglieder sehr attraktiv, der Gruppe anzugehören, in diesem Team zu arbeiten. Hoch kohäsive Gruppen neigen zu einem Gruppendenken («groupthink»), also einem Denken, das Solidarität mit den Gruppenmitgliedern höher gewichtet als die professionellen Standards, das Wohl der Klienten und Klientinnen. Auch in ganzen Einrichtungen (Heimen) kann es zu «groupthink» kommen.

Qualifizierte Führung bedeutet, aufmerksam zu sein gegenüber diesem Phänomen und eine professionelle Haltung zu fördern. Dazu gehört unter anderem die Verpflichtung, das Wohlergehen und den Schutz der Bewohner und Bewohnerinnen als oberstes Ziel im Auge zu behalten und die Befolgung professioneller Standards auch von Teammitgliedern zu fordern.

Sonja Hug

Sexualität leben zu können, brauche es Freiräume und die Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Dafür müssten die Heime sorgen. Das Recht auf Privat- und Intimsphäre sei aber nicht immer gewährleistet.

Eine Grundlage, Ausbeutung zu verhindern

Grundvoraussetzung für eine gute Sozialpädagogik sei aber nicht nur eine adäquate Ausbildung, sondern die Auseinandersetzung

mit der eigenen Sexualität. «Sie ist eine von mehreren Grundlagen, Ausbeutung zu verhindern», sagt Sonja Hug. «Wo man nicht über Sexualität sprechen kann, wird es auch schwierig, über sexuelle Gewalt, Gewalt an und für sich und Machtmissbrauch zu sprechen. Darum geht es aber bei Übergriffen: um Sexualität, Gewalt und Macht.»

Gleich wie Menschen ohne Behinderung haben auch Menschen mit Behinderung das Bedürfnis nach Nähe, Zuwendung, Zärt-

Gewalt gegen Lena

22



Herr Gerber greift Lena an die Brust und versucht, sie auf den Mund zu küssen. Lena ist durcheinander. Sie hat Herrn Gerber gern und möchte ihn nicht enttäuschen.



Aber sie will nicht, dass er sie so drückt und anfasst! Lena versucht, sich zu wehren, aber Herr Gerber hört nicht auf.



«Du darfst mit niemandem darüber reden, was passiert ist.»



«Sonst lässt man dich nicht mehr in die Gärtnerei gehen und du musst woanders arbeiten!»

Zur Vorbeugung von Gewalt zählen Präventionskonzepte, die nicht in der Schublade verschwinden, kaum sind sie erarbeitet.

professionelle Betreuungspersonen Nähe zu den Betreuten möchten und von sich aus herstellen. Für Sozialpädagoginnen und -pädagogen darf Körperkontakt nie ein Mittel sein, eigene Bedürfnisse zu decken.»

Dass junge Frauen mit Behinderung als Eintrittsbedingung in bestimmte Heime medikamentöse Empfängnisverhütung betreiben müssen, findet Sonja Hug nicht vertretbar. «Der Zwang zu irgendeiner Form von Verhütung greift krass in die persönliche Freiheit und Integrität einer Person ein. Ich sehe keine Argumente, die dies aus ethischer Sicht legitimieren könnten.» Dieses Ansinnen stehe auch im Widerspruch zur Rolle der Eltern, ihren Kindern – ob behindert oder nicht – zu vermitteln, dass sie ein Recht haben, über ihren Körper zu bestimmen. Dieses Selbstbestimmungsrecht gehe natürlich über die Entscheidung hinaus, eine Pille zu schlucken oder nicht. «Sie sollten ein Gefühl dafür entwickeln können, was sie an Berührungen mögen und was nicht», sagt Sonja Hug, «im Sinne eines guten Selbstwerts, von Grenzsetzung und Prävention.» ●

lichkeit und Sexualität. Sonja Hug fände es eine schwierige Entwicklung, im Sinne einer professionellen Sozialpädagogik jeglichen Körperkontakt zwischen Betreuenden und Bewohnenden unter Missbrauchsverdacht zu stellen. «Hingegen müssen die Alarmglocken läuten, wenn



«Damit Menschen mit Behinderungen ihre Sexualität leben können, brauchen sie Freiräume. Dafür müssen die Heime sorgen.»

Sonja Hug, Fachfrau für Prävention von sexueller Gewalt

Foto: zvg

Zur Person

Sonja Hug ist Dozentin im Institut Soziale Arbeit und Gesundheit an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz, Olten. Zudem doziert sie an der Hochschule Luzern im Zertifikatslehrgang Behinderung und Partizipation zum Thema sexuelle Gewaltprävention und -intervention. Für die Beratungsstelle Nottelefon für Frauen gegen sexuelle Gewalt entwickelte sie Unterlagen zur Prävention sexueller Gewalt gegen Menschen mit Behinderung.

Unterstützte Kommunikation – Gestützte Kommunikation

Unterstützte Kommunikation (UK) will Menschen, die gesprochene und geschriebene Sprache nicht so erlernen, verwenden und verstehen, wie wir es normalerweise tun, den Zugang zu Bildungs- und Entwicklungsprozessen erleichtern und damit ihre Partizipationsgelegenheiten an unserer Gesellschaft erhöhen.

Das Konzept der UK ermöglicht es Menschen mit schweren Kommunikationsbeeinträchtigungen, in ihrer Laut- und/oder Schriftsprache neue und alternative Kommunikationswege zu finden. Dazu zählen körpereigene Kommunikationsformen wie Gestik und Mimik, aber auch Methoden, bei denen technische Hilfen eingesetzt werden, wie Fotos, Bilder, grafische Zeichen (Piktogramme), Kommunikationsbücher, elektronische Sprechgeräte und Sprechcomputer.

UK zielt aber auch darauf ab, die gesamte kommunikative Situation für diese Menschen zu verbessern. Dazu wenden die Personen im sozialen Umfeld UK-spezifische Techniken der Gesprächsführung und UK-Methoden an. Und sie schaffen individuell abgestimmte barrierefreie Kommunikationsmöglichkeiten. Die Mittel und Methoden der UK sollen die betreffenden Menschen darin bestärken, ihre kommunikative Autonomie zu entdecken und zu entwickeln. Damit können sie

selbstbestimmt in ihren Lebensbereichen mitreden, mitbestimmen, mitentscheiden und mitverhandeln.

Nicht zu verwechseln ist UK mit der Gestützten Kommunikation, die deutschsprachige Übersetzung von Facilitated Communication (FC). FC unterstützt die Ausführung willensgesteuerter Bewegungshandlungen und kann deren Blockaden überwinden. Mit körperlicher Hilfestellung (Stütze), die eine sogenannte Stützpersion leistet, wählt die kommunizierende Person Zeichen einer technischen Kommunikationshilfe aus. Die Stützpersion ist dabei bemüht, die körperliche Hilfestellung schon zurückzuziehen, bevor die Mitteilung produziert ist. Diese Technik erfordert, dass die Stützpersion für das Stützen qualifiziert ist und darin Übung hat, die Stütze allmählich auszublenden.

Der Nutzen dieser Auswahltechnik mit FC ist allerdings wissenschaftlich umstritten. Zudem treten oft Missverständnisse und Verwechslungen auf wegen der ähnlich klingenden Begriffe in der deutschen Sprache. Trotzdem: Entscheiden sich Organisationen der Behindertenhilfe für UK oder FC, ist es unerlässlich, dass ihre Fachkräfte die Mittel, Techniken und Methoden gut kennen und professionell einsetzen können. Dorothea Lage, Dozentin für Behindertenpädagogik an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Olten